

Rolf Zerfass

Predigtmonopol – Predigtmonolog

Der Anteil der Laien an der Predigt

›*Lay preachers help to change Catholic image*‹ – unter dieser Überschrift hat vor wenigen Monaten eine englische Tageszeitung angekündigt, in allen katholischen Kirchen von England und Wales werde die Pfingstpredigt des Jahres 1968 von Laien übernommen.¹ Die Maßnahme, die eine neue Phase laikalen Engagements in der Kirche Englands anzeigen und einleiten sollte, war für den Pfingsttag angesetzt worden, weil gerade der Pfingstbericht mit seinem Verweis auf Joel 3 deutlich macht, daß in der Gemeinde Jesu alle den Geist empfangen, der die Zungen reden macht, die Predigt also gar nicht so selbstverständlich »Sache des Pfarrers« ist, wie das der Brauch unserer Kirchen und die Doktrin unserer Lehrbücher wahrhaben wollen.

Es ist hier nicht der Ort, den Gründen nachzugehen, die bereits in den ersten Jahrhunderten zu einer immer stärkeren Bindung der Gemeindepredigt an das Leitungsamt geführt haben, und den (anderen!) Gründen, die vom zwölften Jahrhundert an und definitiv im Jahre 1580 das Verbot der Laienpredigt angemessen erscheinen ließen², wie es auch im geltenden Kirchenrecht ausgesprochen ist³. Auch ohne solchen historischen Rückgriff kann deutlich gemacht werden, warum der Zeitpunkt gekommen zu sein scheint, von dieser restriktiven Regelung wieder abzurücken.

I. Pastoralpsychologische Erwägungen Kommunikation und Gesellschaft

Wir leben heute in gesellschaftlichen Systemen, deren komplizierte Interaktionen nur auf der Basis umfassender wechselseitiger Information möglich sind. Man hat nicht zu Unrecht das Telefon als das unentbehrlichste Instrument und Symbol dieses bilateralen Kommunikationsgeschehens bezeichnet. Eben daran läßt sich aber auch der Gegensatz aufzeigen, in den die Predigt als Kommunikationsmodus der christlichen Gemeinde mehr und mehr gerät. In unsern Gottesdiensten, die nach der Liturgiekonstitution die eigentliche, normative Versammlung des Volkes Gottes darstellen, besitzt die große Mehrheit gewissermaßen nur eine Hörmuschel ohne Sprechmöglichkeit, während eine kleine Gruppe spricht – ohne zu hören.⁴ Innerhalb der gottesdienstlichen Gemeindeversammlung wird das freie Wort als das Monopol einer

¹ *The Observer* vom 12. 5. 1968.

² Der Verfasser hofft, in Kürze eine Untersuchung über die Predigt und das Amt in der lateinischen Kirche vorlegen zu können. Für das Fortleben der Laienpredigt über die Verbote des 12. und 13. Jh. hinaus vgl. J. B. SCHNEYER, *Die Laienpredigt im Mittelalter*, in: *Münchener Theologische Zeitschrift* 18 (1967) 205–218.

³ CIC c. 1342 § 2: *Concionari in ecclesia vetantur laici omnes, etsi religiosi.*

⁴ F. TURNER, *La communication prédicationnelle. Centre de Recherches Socio-Religieuses*, Louvain 1967, 30, Anm. 40. Vgl. auch H. u. W. GODDIN, *Sichtbare Kirche, Ökumene und Pastoral*, Freiburg 1967, 259f.

Minorität empfunden, die als die kirchliche Führungsschicht zugleich die allgemeine Marschroute festlegt. Nicht erst die sakramentale Handlung der Eucharistiefeier, sondern, wenn man den Wortlaut des *CIC* ernstnehmen darf⁵, bereits das Sakralgebäude schützt und tabuisiert dieses Monopol des Klerus. Mochte das erträglich sein, solange der Kirchenraum nicht das einzige Forum christlichen Gemeindelebens darstellte; je mehr die Säkularisierung des öffentlichen Lebens und die Übernahme gemeindlicher Funktionen durch die Profangesellschaft dazu führt, daß sich die Gemeindeglieder überhaupt nur noch im Sonntagsgottesdienst begegnen, muß die überkommene Predigtform problematisch erscheinen. »Der Kybernetiker«, sagt H. D. Bastian, »bezeichnet eine Organisation, in der alle Informationen von oben kommen und keine zurückgeht, mit Recht als totalitär. Daß die Menschen auch alle einen Mund besitzen, übersieht eine Kirche, die ausschließlich predigt. Sie totalisiert die Gemeinde.«⁶

Theologische Bedenken

Man hat immer wieder versucht, die Monodiktion der Predigt vom proklamatorischen Charakter des Kerygmas her zu begründen. Gewiß, »die kerygmatischen Glaubensformeln, in denen sich das Evangelium ausspricht, sind als proklamatorische Ankündigungen stets in indikativischem, apodiktischem Aussagestil formuliert; sie lassen keine das Kerygma als solches problematisierenden Fragen mehr zu, streng genommen auch keine ›Rückfrage hinter das Kerygma‹«⁷. Aber wir sollten doch auch nicht übersehen, daß sich dieser selbe undiskutable Anspruch im Johannesevangelium fortwährend in Gesprächssituationen offenbart, im Hin und Her der Wechselrede und unter Verwendung des Stilmittels der Mißverständnisse. Offenbar ist neben dem Heroldspruch in anderer Weise auch das Gespräch geeignet, das Offenbarungsgeschehen in seinem Absolutheitscharakter heraustreten zu lassen. Also ist es müßig, von der Struktur des Evangeliums her die Monodiktion gottesdienstlicher Predigt als einzig mögliche Verkündigungsform rechtfertigen zu wollen. Ob aktueller oder bloß virtueller Dialog – das ist, wie sonst im Leben, eine Frage der Sprechsituation und der Zielsetzung des jeweiligen Kommunikationsvorgangs. Je mehr der soziologische Rahmen den aktuellen Dialog unmöglich macht, um so wachsamer muß nach einem Ausgleich für die Einseitigkeit gesucht werden, die die Perspektive eines einzelnen immer mit sich bringt. Auch dem Evangelium muß es schlecht bekommen, wenn es

⁵ »In ecclesia« meint nach dem Sprachgebrauch des *CIC* das Kirchengebäude im Sinne von c. 1191.

⁶ H. D. BASTIAN, *Verkündigung und Verfremdung*, München 1956, 59.

⁷ J. BLANK, *Die Heilige Schrift als Predigtanweisung*, in: *Verkündigen 1* (Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft katholischer Homiletiker 1967), Stuttgart 1967, 25,

immer nur aus einer Sicht gepredigt wird. Wer sagt denn, daß die Sicht des Predigers die der Botschaft ist? Die Predigtliteratur der Vergangenheit sollte uns vorsichtig machen. Der Prediger mag sich noch so viel Mühe geben, das, was er sagt, vom Hörer her zu entwickeln; als Kleriker gehört er innerhalb der Gesamtgemeinde der Gläubigen einer soziologischen Gruppe an, deren Mitglieder sich durch ihre theologische Ausbildung (also durch ihr Vorwissen), durch ihre seelsorgliche Funktion (soziale Rolle), durch ihren Erlebnishorizont und ihren Lebensstil (und den von dorthin eingefärbten Normencodex) so deutlich von der Gemeinde absetzen, daß sie schwerlich auf die Dauer im Namen aller sprechen können. Mit diesem Anspruch aber treten sie Sonntag für Sonntag auf die Kanzel – und niemand widerspricht, weil der sakrale Rahmen und das liturgische Protokoll selbst die schüchternste Informationsfrage ausschließen. Was Wunder, daß ein Prediger sich bald nicht nur als Sprecher aller, sondern auch als Sprecher über alles und hoch über allen fühlt, als Fachmann in allen Lebenslagen, in Fragen der Erziehung und der Politik, in Sachen Gottes und der Menschen, kompetent für Krieg und Frieden, Tod und Leben, Lust und Leid.

Die Reaktion der Hörer

Das muß Mißverständnisse, Meinungsverschiedenheiten und schließlich Ressentiments schaffen. Mißverständnisse: der Prediger kann sagen, was er will – dasselbe sakrale Milieu, das ihm unangefochten zu reden gestattet, erlaubt auch dem Hörer unter der Kanzel, alles, was da gesagt wird, anders aufzunehmen, als es gemeint ist. Niemand hindert ihn, was nachkonziliar gemeint ist, vorkonziliar zu verstehen, was im Geist des Evangeliums gesagt war, sich im Sinne gutbürgerlicher Anständigkeit zurechtzulegen. Oder umgekehrt. Wie schnell sich beachtliche Meinungsverschiedenheiten im Schatten der Kanzel zusammenbrauen können, hat der Volksentscheid zur Schulfrage in manchen Ländern der BRD offenbar gemacht; an Information über den offiziellen kirchlichen Standpunkt hatte es ja nicht gefehlt. Was den eigentlich religiösen Bereich betrifft, so fehlen bis heute noch die empirischen Unterlagen. Immerhin rechnen Religionssoziologen damit, daß die traditionellen Konfessionsgrenzen die Gläubigen längst nicht mehr zutreffend gruppieren. Ginge man vom tatsächlichen Bewußtsein der Gläubigen aus, so könnte sich herausstellen, daß die Glaubensüberzeugung eines durchschnittlichen katholischen Kirchenbesuchers der eines durchschnittlichen evangelischen ähnlicher ist als der seines Pfarrers; und ebenso dürfte ein heutiger Kaplan in seiner theologischen Grundkonzeption mit dem evangelischen Vikar der Nachbargemeinde mehr übereinstimmen, als mit der Mehrzahl seiner katholischen Hörer.

Diese Verhältnisse lassen sich nicht ungestraft ignorieren. Geschieht das doch, wird von der Kanzel herab die

Gemeinsamkeit im Glaubensbekenntnis, zu dem man sich im Gottesdienst zusammenfindet (und das gerade die wachen Gläubigen weniger im Indikativ als im Optativ realisieren), mit Glaubensidentität und Meinungsgleichheit verwechselt, so kommt es zwangsläufig auf seiten derer, die sich das alles wehrlos anhören müssen, zu Ärger und Verbitterung, zu passivem Widerstand (für den das Husten im traditionellen Dorfgottesdienst bezeichnend ist) oder zur Emigration (weshalb sich predigtlose Sonntagsgottesdienste in verschämten Klosterkirchlein eines besonderen Zulaufs von Akademikern erfreuen).

Die Rückwirkung auf den Prediger

Natürlich hat, wenn man aneinander vorbei redet, nicht nur der Hörer, sondern auch der Prediger den Schaden. »Predigen«, sagt darum Franz Rosenzweig, »ist nicht Sprechen. Es fehlt der andere, der Mitunterredner ... Der Prediger tut so, als ob man ihn gefragt habe. Aber es hat ihn niemand gefragt, und so wird auch von inhaltswegen alles, was er sagt, hohl.«⁸ Ständig ungefragt reden zu müssen – das ist das Schicksal dessen, der kraft seines Amtes alleinige Redevollmacht im Gottesdienst besitzt. Das Predigtmonopol führt so zum Predigtmonolog, und es ist nicht verwunderlich, daß sich die Sprechhaltung des Monologisierens alsbald habitualisiert⁹ und auch in anderen Sprechsituationen durchschlägt. »Hier wird nicht gefragt, hier wird aufgepaßt!«, sagt der Herr Pfarrer dann (1968!) im Erstkommunionunterricht zu Siebenjährigen.

Mit dem Partner entbehrt der Prediger also der Frage, des unter Menschen häufigsten Anlasses zum Sprechen. Daher die verzweifelte Jagd nach den ›Aufhängern‹. Die bloße Verlesung des Schrifttextes genügt ganz offensichtlich nicht als Hör- und Sprechreiz; die reale Situation, in die hinein Gottes Wort zielt, ist durch die ›Zwischenwelt‹ der Liturgie (bzw. das, was wir aus ihr machen) verstellt. Ist aber das Wort der Verkündigung nicht in der Situation veranlaßt¹⁰, nicht von ihr her dringlich geworden, kann auch die ›Anwendung‹ auf diese Situation schwerlich gelingen. Der einzige, der dem armen Prediger sagen könnte, wohin er das wenden müßte, was er da Schönes aus dem Schrifttext entwickelt hat, der Hörer, bleibt stumm. Der einsame Solist auf der Kanzel bleibt

⁸ Zit. nach H. D. BASTIAN, *Verkündigung*, 59

⁹ H. GEISSNER, *Soziale Rollen als Sprechrollen*, in: *Kongreßbericht der Gemeinschaftstagung für allgemeine und angewandte Phonetik*, Hamburg 1960, 194–204; ders., *Verkünden. Gedanken über Sprache und Sprechen*, in: *Diakonia* 1 (1966) 69–79.

¹⁰ Der Exeget wird hier protestieren und darauf hinweisen, daß der Schrift Gottes Wort keinen Anlaß braucht, daß es vielmehr selber die Zeitstunde, in der es ergeht, zum Kairos macht (vgl. J. BLANK, *Predigtanweisung*, 38–43); diese bibeltheologische These soll nicht bestritten werden, ist aber wohl in ihrer Anwendbarkeit auf die gottesdienstliche Schriftpredigt zu überprüfen.

sich selbst überlassen, und man kann mitunter deutlich hören, wie einsam er ist. Wenn sich heute dank der Mikrophone auf unseren Kanzeln der Sprechstil weitgehend normalisiert hat, äußern sich die Störungen im Hörerbezug vornehmlich im Sprachlich-Syntaktischen. Was früher der Kanzelton war, ist heute der Kanzeljargon: Ausdruck der Isolation und zugleich krampfhafter Versuch, sie zu überspringen. Dazu als Beispiel drei Sätze aus der Predigt eines 50–60jährigen Pfarrers zum zweiten Fastensonntag (Perikope von der Verklärung Christi): »Das ist 'ne Wolke!« – Es ist nicht anzunehmen, daß diese Redensart junger Leute, die etwas bewundern, auf die Geschichte von der Verklärung Jesu auf Tabor zurückzuführen ist. Nachdem freilich seit Jahren unser Gewissen für die Waschmittelwerbung strapaziert wird, ist es schon verwunderlich, daß der Satz aus der Tabor-Episode ›Seine Kleider wurden weiß wie Schnee‹ noch nicht als Werbeslogan Verwendung gefunden hat. Den Jüngern, die damals dabei waren, hatte das Ereignis jedenfalls ungeheuer imponiert. ›Hier ist gut sein – hier laßt uns Bungalows bauen ...«¹¹ Ist das nur schlechter Geschmack? Gerade das Alter des Verfassers zwingt zu der Annahme, daß sich hinter diesem ›weltoffenen‹ Jargon eine erschreckende Distanz gegenüber den Hörern auftut, eine Kontaktarmut, deren kompensatorische Überwindung im Lauf der Jahre auch die letzte Schwelle sprachlicher Selbstkontrolle niedergerissen hat. Hier ist nicht nur der Hörer, sondern auch die Sache des Evangeliums hoffnungslos entglitten.

Versuchen wir von hier aus nochmals die Laienpredigt in den Blick zu nehmen, so wird deutlich, daß sie sich gar nicht nur von dem zentralen Satz der Liturgiekonstitution her begründen läßt, daß in der Versammlung des Volkes Gottes jeder das tun soll, was ihm von der Natur der Sache her zukommt.¹² Nicht nur die Laien, sondern gerade der Priester, der die Versammlung leitet, könnte die Laienpredigt als Ergänzung und Ausgleich innerhalb des gemeinsamen Glaubenszeugnisses begrüßen, das der Gemeinde aufgetragen ist und von dem her sie lebt.¹³ Auf

¹¹ Lesepredigt eines deutschen Bistumsblattes (Ausgabe 10. 3. 1968) unter der beziehungsreichen Überschrift ›Und das imponiert uns.‹

¹² Art. 28/29. Besonders angesichts der wachsenden Zahl qualifizierter Laientheologen in den Stadtpfarreien muß man sich fragen, ob ihre Bedeutung für das Glaubensleben einer Stadt dadurch im Gottesdienst angemessen zum Ausdruck kommt, daß sie gelegentlich eine Epistel vorlesen dürfen.

¹³ Wenn die Liturgiekonstitution den liturgischen Charakter der Predigt unterstreicht (Art. 35. 52), so folgt daraus keineswegs, daß die Person des Liturgen und die des Predigers identisch sein müssen. Sosehr es abzulehnen ist, daß ein Prediger nur zur Predigt in den Gottesdienst ›hineingeschneit‹ kommt, sowenig darf man nun ins andere Extrem verfallen und eine etwas antiquiert anmutende Hausvatertheologie aufbauen, in der nurmehr der Zelebrant das Brot des Wortes brechen darf.

der anderen Seite wäre es töricht, anzunehmen, ein Laienprediger bleibe auf die Dauer von den Gefahren verschont, die mit der Sprecherposition als solcher verbunden sind. Klerus- oder Laienpredigt – das ist keine Alternative; letztlich geht es darum, das Verantwortungsbewußtsein der Gesamtgemeinde für die Verkündigung zu intensivieren. Damit kann bereits heute begonnen werden, und zwar sowohl im Predigtzirkel auf Pfarrebene als auch in der Ausbildung der künftigen Prediger durch eine systematische Erziehung zum Gespräch. Zugleich kann so am besten die direkte Übernahme des Predigtendienstes durch Laien vorbereitet werden.

II. Konsequenzen für die Homiletik Erziehung zum Gespräch

In den Studienplänen mancher Hochschulen und Seminarien könnte solche Gesprächserziehung an der rhetorischen Ausbildungsstufe anknüpfen, mit der F. Schweinsberg einen nicht zu verachtenden Beitrag zur Erneuerung der katholischen Homiletik geliefert hat.¹⁴ Je höher die Ansprüche werden, die die Exegese an einen verantwortungsbewußten Prediger stellen muß, um so notwendiger wird es sein, dem künftigen Prediger Gelegenheit zu geben, die wichtigsten Teilleistungen des freien Sprechens (Sprechdenken, Hörerbezug, Argumentieren, Schildern usw.) unbelastet von biblisch-hermeneutischen Fragestellungen einzuüben. Freilich genügt ein Redekurs der Schule Schweinsbergs heute wohl nicht mehr; bei der Redeübung ist der Blick des Schülers schon so stark auf die Sache und den Hörer konzentriert, daß die Reflexion auf die eigene Position zu kurz kommt. Darauf aber kommt es bei der Gesprächserziehung gerade an. Es genügt nicht, das Vorverständnis, die Vorurteile, den Erlebnishorizont des Hörers richtig einzuschätzen; man muß sich darüber klar werden, daß alle diese apriorischen Komponenten auch auf das eigene Wort einwirken.¹⁵ Diese Einsicht kann aber vorzüglich durch einen Kurs über die Formen des Gesprächs vermittelt werden, vorausgesetzt, daß man dort keine albernem Spielchen mit dem parlamentarischen Verfahren treibt, sondern in möglichst bunter Zusammensetzung (etwa eines Volkshochschulpublikums) gegenwartsbezogene, konkrete, profane Themen angeht. Hier kann der künftige Seelsorger in immer neuen Gesprächssituationen erfahren, wie begrenzt der eigene (theologische) Blickwinkel ist, wie wenig der gute Wille genügt, sich den Gesprächspartnern verständlich zu machen, wie selbst die Bereitschaft zu größter Sachlichkeit an unüberschreitbare Verstehensgrenzen kommt, weil »jemandes Gesprochenes immer jemand anderes Gehörtes ist«, d. h. weil das konkret im Raum stehende Wort dem Hörer immer

¹⁴ Vgl. F. SCHWEINSBERG, *Stimmliche Ausdrucksgestaltung im Dienste der Kirche*, Heidelberg 1946.

¹⁵ H. GEISSNER, *Rhetorische Kommunikation* (Vortrag bei der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Sprechkunde und Sprecherziehung ›Sprache und Sprechen‹, Bochum 1967).

weniger und mehr sagt, als der Sprecher meint.¹⁶ Auf der anderen Seite bringen diszipliniert geführte Problemgespräche eindringlich zum Bewußtsein, wie hilfreich der Gesprächskreis dem einzelnen sein kann, wieviel mehr man einer Sache in ihrer Violdimensionalität gerecht zu werden vermag, wenn man sich von den unterschiedlichen Positionen an der Peripherie gemeinsam zur Mitte durchfragt. Nicht der Austausch der Worte macht das Wesen des Gesprächs aus, sondern die Frage.¹⁷ Sie ist nicht nur der Ausdruck dafür, daß man einander braucht und einander anerkennt; sie hält auch das Gespräch in Gang, zwingt dazu, genauer hinzuschauen, behutsamer zu formulieren, Konsequenzen einzubeziehen und die eigenen Voraussetzungen zu überprüfen. Und gerade die gute Antwort zeichnet sich dadurch aus, daß sie das Fragen nicht erstickt, sondern wieder neue Horizonte aufschließt. Wann vermitteln auch die Antworten, die von der Kanzel herab gegeben werden, wieder den Eindruck, daß Gottes Wort »in die Weite führt« (vgl. Gn 13,17; Ps 31,9; Jo 10,3f)?

Eine so verstandene rhetorische Ausbildungsstufe hat ihr Ziel erreicht, wenn der Student in die engere homiletische Arbeit mit der Überzeugung eintritt, daß er als künftiger Prediger ohne seine Hörer der Sache des Evangeliums nicht gerecht werden kann. »You can not hear the word of God without your brother«, wiederholte der Präsident des Weltrats der Kirchen, Carson Blake, mit großer Eindringlichkeit in seiner Ansprache beim Evangelischen Kirchentag in Hannover. »Es ist ein Grundirrtum, es für zweierlei Dinge zu halten: das Evangelium zu verstehen und es dann dahin zu bringen und verständlich zu machen, wo es ausgerichtet werden soll... Was es um das Evangelium ist, versteht nicht nur der andere, verstehen auch wir Theologen nur dann, wenn wir uns auf die Welt der Menschen einlassen, denen das Evangelium gilt.«¹⁸

Will man damit in der homiletischen Ausbildung Ernst machen – und wozu taugten sonst solche Sentenzen? –, so muß das Predigtgespräch mit Laien zur festen Institution unserer Priesterseminare werden. Damit ist kein Gespräch gemeint, bei dem nur ein Predigtentwurf vorgelegt und ›kritisiert‹ wird. So löblich die Absicht sein mag, gewissermaßen zuerst auf dem Prüfstand zu testen, was nachher auf den Markt geht, so wenig hilft dieses Verfahren den Predigtkandidaten, weil sie sich erfahrungsgemäß, wenn die Predigt bereits ausgearbeitet war, kaum mehr von ihrem Konzept lösen können, wie es nötig wäre, wenn

¹⁶ Ders., *Elemente der Sprechhandlung*, in: *Verkündigen 2*, Stuttgart 1968.

¹⁷ C. WINKLER, *Deutsche Sprechkunde und Sprecherziehung*, Düsseldorf 1954, 37 und 351f.

¹⁸ G. EBELING, *Hauptprobleme der protestantischen Theologie in der Gegenwart*, in: *ZThK 58* (1961) 135.

die guten Ratschläge aus dem Gesprächskreis in den Entwurf eingebaut werden sollen. Wesentlich fruchtbarer wird das Gespräch dagegen, wenn es so frühzeitig angesetzt wird, daß die Predigt selbst darin zu entstehen beginnt. Dazu ist nach unserer Erfahrung nötig:

1. Der oder die Prediger, die auf der Basis des Predigtgesprächs ihren Entwurf erstellen wollen, müssen sich bereits vorher gründlich über die exegetische Lage des Textes Klarheit verschafft haben. Sie sollten aber nicht mit einem exegetischen Kurzreferat eine »Gesprächgrundlage geben«, denn solche Kurzreferate haben es an sich, den Referenten im Senkrechtstart aus der Gesprächsrunde in verlorene exegetische Fragestellungen zu entziehen; falls sich überhaupt ein Gespräch anschließt, wird es eine Fachsimpelei auf dem schwankenden Gerüst exegetischer Autoritäten, dem die anwesenden Laien mit beklommenem Atem und Schwindelgefühl zuhören. Die Prediger müssen sich daher gerade wegen ihres exegetischen Vorwissens auf die Position von Experten zurückziehen, die erst einspringen, wenn der übrige Gesprächskreis nicht mehr weiterkommt. Das kommt auch ihnen selbst zugute, denn so sind sie in der Lage, den Gesprächsverlauf zu beobachten, die unterschiedlichen Ansätze, Einfälle und Einwände zu notieren, die sich bei einer spontanen Bemühung um den Text zu Wort melden, und die sehr geeignet sind, nachher der Predigt Farbe zu geben.
2. Die Gesprächsleitung liegt in der Hand des Dozenten oder eines Studenten. Der Gesprächsleiter hat nur darüber zu wachen, daß das formale Erschließungsverfahren eingehalten wird.
3. Dieses Erschließungsverfahren nimmt den deutschen Perikopentext zum Ausgangspunkt und beginnt mit der schlichten Frage an die Teilnehmer, auf wieviele Sprecher sich dieser Text wohl sinnvoll verteilen lasse, damit seine Gliederung angemessen in Erscheinung treten kann.¹⁹ Die darauf sogleich einsetzenden unterschiedlichen Meinungsäußerungen werden aufmerksam angehört, in ihren Begründungen bedacht, gegeneinander abgewogen – und unversehens gerät man darüber mitten in den Text. Wie von selber stellen sich der Reihe nach die Fragen, wo der Text seine Kernaussage hat, welcher Textgattung er angehört, wie er in den Kontext eingebettet ist, welches urkirchliche Gemeindeproblem in ihm zur Sprache kommt und wo dieselbe Sache uns heute begegnet. Jede dieser Fragerichtungen bestätigt oder korrigiert eben Gesagtes und drängt den Gesprächsgang weiter voran: zugleich in den Text und in die Gegenwart hinein.
4. Auf diese Weise werden gleichzeitig zwei für das Gelingen eines Predigtgesprächs entscheidende Anliegen ge-

¹⁹ Angeregt durch H. GLINZ, *Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse*, Düsseldorf 1965.

wahrt. Einmal kommt die exegetisch-handwerkliche Seite nicht zu kurz: der Text wird fachlich sauber von innen nach außen erschlossen; die Auseinandersetzung mit dem Text, wie er da steht, behält den Vorrang vor der Auseinandersetzung mit der Meinung exegetischer Autoritäten²⁰, ohne daß diese geringgeschätzt würde; der Urtext wird von den Teilnehmern, sooft dies nützlich erscheint, herangezogen, ohne doch schlechterdings die Bedingung für das Predigtgespräch abzugeben, eine Bedingung, die die Laien zwangsläufig ausschließen müßte. Damit ist bereits der andere entscheidende Aspekt genannt: dies Verfahren gestattet eine Beteiligung aller Anwesenden vom ersten Augenblick an; man tastet sich langsam genug (mitunter in einigen Minuten stillen Lesens, wenn die Meinungen zu schroff gegeneinanderstehen) in den Wortlaut des Schrifttextes hinein, so daß man ihn dann wirklich von innen her fragend aufschließen kann. Jeder theologische Fachterminus kann rückbefragt, jede Assoziation zu gegenwärtigen Problemen christlicher Existenz in jedem Augenblick des Gesprächs ins Spiel gebracht werden. Die von der klassischen Predigtlehre säuberlich unterschiedenen Phasen »Exegese – Meditation – Entwurf« schieben sich übereinander und befruchten den hermeneutischen Prozeß wechselweise, ohne daß die Ebenen verwechselt würden²¹, und wie von selbst bündeln sich in dieser Polarität von spontanem Einfall und gezielter exegetischer Durcharbeitung die Gedanken und fügen sich zum Rohentwurf.

Am Ende eines solchen Gesprächs stehen in jedem Fall ein oder zwei ›Predigtkerne‹, d. h. gedankliche Schwerpunkte, die der Text selbst als gegenwärtig mögliche bzw. dringliche Predigtziele freigesetzt hat. Sie werden in einem möglichst einfachen Satz als Botschaft und als solcher Botschaft entsprechende ›Mahnung‹ formuliert. Es sind dies keine abstrakten Thesen, sondern sie geben genau die ›Gesprächstemperatur‹ wieder; in ihnen schwingt das ganze Feld der Assoziationen, Zugänge, Anwendungen und Vorbehalte mit, wie das Gespräch sie ergeben hat. Damit geht der Predigtkandidat aus dem Ge-

²⁰ »Ich möchte so gern haben, daß ein Student weiß, was Paulus und Deuterocesaja gesagt und darin gemeint haben, daß er sich einfach und unmittelbar ihren Worten aussetzt. Und es jammert mich, wenn er nur weiß, was Bultmann oder Cullmann oder Wellhausen oder Gerhard v. Rad ›darüber‹ gesagt haben und wie man die Interpretieren des Interpretierten nun seinerseits interpretieren müsse ... Statt der Bibel haben wir nur noch die Kommentare in der Hand. Das ist in symbolischer Umschreibung unser Elend« (H. THIELICKE, *Über die Angst des heutigen Theologen vor dem geistlichen Amt*, Tübingen 1967, 34).

²¹ Vgl. D. RÖSSLER, *Das Problem der Homiletik*, in: *Theologia Practica* 1 (1966) 14–28; R. BOHREN, *Die Krise der Predigt als Frage an die Exegese*, in: *Predigt und Gemeinde*, Zürich 1963, 85–117. Beide Arbeiten üben, nicht anders als Bastian und Thielicke, Kritik an der klassischen homiletischen Theorie.

sprachskreis in den stillen Raum der Meditation, der Arbeit und des Schlafes der nächsten Tage, in denen die Predigt ausreifen kann. Immer wieder haben wir, wenn zwei Prediger am gleichen Sonntag ihre Übungspredigt hielten, beobachten können, daß sie auch den weiteren Ausbau der Predigt gemeinsam betrieben. Der Hang zur Originalität tritt wie von selbst zurück hinter dem Bestreben, die in der Solidarität des Gesprächs gemeinsam entdeckte Sache so gut und klar wie möglich weiterzugeben. Die Hospitantengruppe, die der Predigt in der betreffenden Pfarrkirche beiwohnt, ist nach solchen Vorgesprächen ganz anders interessiert; die an den Gottesdienst anschließende Predigtkritik ist noch einmal vor allem die Frage nach der Sache selbst, die gesagt werden sollte. Die Predigt hat aufgehört, Sache des Predigers zu sein.

Es dürfte nicht schwierig sein, die hier im homiletischen Arbeitskreis mit Studenten entwickelte Methode²² auf die Pfarrebene zu übertragen. Es braucht nur zwei Dinge dazu: erstens die Überzeugung, daß der Prediger seine Hörer nötig hat, um selber so zu verstehen und so zu predigen, wie er predigen möchte; zweitens jene Geduld und Gelassenheit, die das Geheimnis aller Gesprächsleitung ist, weil sie den andern die Zeit läßt, die sie brauchen, um zu Wort zu kommen. Uns Klerikern fehlt gewöhnlich beides, vor allem aber das zweite, und solange das so ist, steht eine Theologie des Predigtamtes, die den Laien prinzipiell von der innergottesdienstlichen Verkündigung ausschließt, unter Ideologieverdacht.

²² Sie war auch den Alten keineswegs fremd, wie ein schöner Passus bei Petrus Cantor († 1197) beweist: »In tribus igitur consistit exercitium sacrae Scripturae: circa lectionem, disputationem et praedicationem ... Lectio autem est quasi fundamentum et substratorium sequentium; quia per eam ceterae utilitates comparantur. Disputatio quasi paries est in hoc exercitio et aedificio; quia nihil plene intelligitur, fideliterve praedicatur, nisi prius dente disputationis frangatur. Praedicatio vero, cui subserviunt priora, quasi tectum est tegens fideles ab aestu et a turbine vitiorum. Post lectionem igitur sacrae Scripturae, et dubitabilium per disputationem, inquisitionem, et non prius, praedicandum est; ut sic cortina cortinam trahat« (PL 205, 25 AB).